



HERA LIND

Um jeden Preis

Roman nach einer  
wahren Geschichte

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.droemer-knaur.de](http://www.droemer-knaur.de)**



Originalausgabe April 2025

© 2025 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG  
Maria-Luiko-Straße 54, 80636 München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining  
im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Covergestaltung: buxdesign | Lisa Höfner

Coverabbildung: Composing unter Verwendung von Motiven  
von Shutterstock, Mauritius Images und AdobeStock

Emojis im Innenteil: Cosmic\_Design / Shutterstock.com

Satz und Layout: Daniela Schulz, Gilching

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-52839-6

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:  
[produktsicherheit@droemer-knaur.de](mailto:produktsicherheit@droemer-knaur.de)

2 4 5 3 1

## PROLOG

# SALZBURG

*Ende Oktober 2021*

Neben an sitzt eine neunköpfige Familie. Bist du bereit?«  
Mein Mann steht in der Küche und bereitet das Mittagessen für die Gäste vor. Es duftet nach frisch gebackenen Schnitzeln und lauwarmem Kartoffelsalat.

»Bereit.« Ich nicke. Bereit für eine außergewöhnliche, ganz wunderbare Geschichte.

Die mich so gepackt hat, dass sie mich nicht mehr loslässt. Die ich unbedingt schreiben will.

Und damit öffne ich die große Flügeltür zu meiner Romanwerkstatt, in der sonst die Schreibseminare stattfinden. Doch diesmal sind es keine Kursteilnehmerinnen, die mich erwartungsvoll anblicken, sondern es ist die Familie Judt.

»Herzlich willkommen!« Ich setze mein strahlendstes Lächeln auf und trete auf sie zu. Die Fremden umringen bereits den großen Konferenztisch, an dem wir normalerweise unsere Schreibübungen machen. Das Händeschütteln schenken wir uns und begrüßen uns wie die Thais mit vor dem Herzen gefalteten Händen und einer leichten Verbeugung. Das finde ich sowieso viel schöner und angemessener, drückt es doch Achtung und Herzlichkeit gleichermaßen aus. Und Respekt. Die Geschichte ihrer Mutter Lydia nötigt mir so viel Respekt ab, dass ich es gar nicht in Worte fassen kann.

Auf dem Tisch türmen sich Tagebücher, Fotoalben, Gedichte, selbst gemalte Bilder und sogar Proben der Stick- und Nähkunst von Lydia Judt, um die es heute geht.

Lydia ist mitten unter uns, auch wenn sie vor zwei Jahren im Alter von knapp zweiundneunzig verstorben ist.

»So, und wer von euch ist denn jetzt Margarethe?« Die hat mir nämlich das Tagebuch ihrer Schwiegermutter geschickt. Und ich habe es in zwei Tagen verschlungen und mit großen Lettern »Volltreffer!« darauf geschrieben.

Eine blonde Dame am anderen Ende des Tisches hebt lächelnd die Hand. »Ich.«

»Und wer ist der dazugehörige Mann, Johannes, Sohn von Lydia?«

Margarethe zeigt auf einen Herrn, der ein paar Stühle weiter sitzt und nun ebenfalls die Hand hebt.

»Ihr beide habt also im Urlaub mit euren österreichischen Gastgebern beim Wein über eure Mutter beziehungsweise Schwiegermutter Lydia gesprochen.«

»Genau.« Margarethe und Johannes nicken. Alle nicken. Auch die, die ich noch gar nicht eingeordnet habe. Wer ist Sohn oder Schwiegersohn, Tochter oder Schwiegertochter unserer Heldin Lydia Judt? Diese bemerkenswerte Familie, über die ich unbedingt einen Roman schreiben möchte, hält zusammen wie Pech und Schwefel, und wenn man ihre Geschichte kennt, weiß man auch, warum.

»Das Vermieter-Ehepaar der Ferienwohnung hat gesagt: ›Das wäre doch eine Geschichte für Hera Lind!‹ Und daraufhin haben wir gesagt ... weil wir ja nicht wussten ... «

Margarethe unterbricht sich, nach einem dezenten Handzeichen ihres drei Stühle weiter sitzenden Mannes.

»... wer ist Hera Lind?«, helfe ich ihr scherzhaft auf die Sprünge. Die Familie nickt und lacht.

»Na, jedenfalls«, nimmt Margarethe den Faden wieder auf, »waren wir total überrascht und erfreut, als von Ihnen ... äh ... von dir ... nach so kurzer Zeit bereits eine Mail kam.«

»Genau«, nicken die andern im Takt. »Nur vier Tage später kam deine Zusage.«

»Und da haben wir sofort eine Familienkonferenz einberufen.«

»Wie schön.« Diese neun erwachsenen Personen, die sich so einig sind in allem, was sie tun und sagen, die hier so friedlich und respektvoll beieinandersitzen, und die einfach alle in einen Zug gestiegen sind, um zu mir zu kommen, habe ich schon jetzt ins Herz geschlossen.

Mein Mann stürmt mit einem Tablett herein, auf dem zehn Gläser Champagner stehen, und macht seinen üblichen Lockerungs-Scherz mit dem Teppich, über den er stolpert. Das macht er immer, um erste Beklemmungen zu lockern, und nach einem kurzen Schreckmoment lachen alle.

»Willkommen in der Romanwerkstatt!« Wir prosten uns zu.

»Auf unsere Mutter und Schwiegermutter Lydia!«

»Und auf meine Omi!«, ergänzt Dimi, der einzige Enkel, der mitgekommen ist.

»Und wer ist denn jetzt wer? Hast du sie schon alle auf dem Schirm?« Mein Mann lässt seinen österreichischen Charme spielen und sorgt für Skihütten-Gemütlichkeit.

»Also ich bin der Andreas«, fängt ein Weißhaariger an.

Andreas? Kommt in dem Tagebuch nicht vor. Das wird eine Herausforderung, sich alles zu merken!

»Ich gehöre zur Lisa.«

»Aha. Lisa ist die zweitälteste Tochter von Lydia.«

Eine groß gewachsene, schlanke sportliche Frau Mitte sechzig mit sehr pfiffigem Kurzhaarschnitt begrüßt mich vom anderen Ende des Tisches. Sofort empfinde ich große Sympathie für sie. Sie hat einen winzigen charmanten Akzent.

»Und ich bin die Rosa.« Eine ebenso attraktive, eher zierliche Frau, von der ich weiß, dass sie bald siebzig wird, hebt den Arm.

Rosa ist die älteste Tochter von Lydia. Sie wurde noch in

sibirischer Kriegsgefangenschaft geboren und hat ihre ersten fünf Lebens-Winter bei minus fünfzig Grad erlebt. Sie hauste mit ihren Eltern, deutschen Zwangsarbeitern, in einer Baracke, in der ihre achtundzwanzigjährige Tante, auf der sie als Kleinkind herumkrabbelte, an Tuberkulose starb. Bevor sie mit ihrer hochschwangeren Mutter und ihrem anderthalbjährigen Brüderchen Viktor nach Kasachstan flüchtete, wo sie in Ermangelung einer Unterführung unter vier Zügen hindurchkrabbeln mussten und bei einem so heftig wütenden Steppen-Sandsturm ankamen, dass der Mutter die Kinder aus den Armen gerissen wurden. Ihre Gesichter waren schwarz vor Kohlestaub, als sie an einer einsamen Landstraße standen und schließlich von einem klapprigen Lieferwagen mitgenommen wurden, weil niemand sie abgeholt hatte.

Aber jetzt komme ich schon ins Erzählen, dabei will ich doch erst meine Helden und Heldinnen vorstellen.

Die zwei Töchter Rosa und Lisa wären identifiziert. Hübsche, moderne, lebensfrohe Frauen, die eine mit Mann, die andere mit erwachsenem Sohn, Dimi.

Fehlen noch ...

»Jakob.« Ein Mann, der Johannes ähnlich sieht, hebt die Hand.  
»Ich bin der andere noch lebende Sohn. Und das ist meine Frau Lilli.«

Eine blonde, hübsche Frau, die mich gewinnend anlächelt, meldet sich.

Oh danke. Ich werde die Namen und Gesichter schon auf die Reihe kriegen.

Hier sitzen die vier noch lebenden Kinder von Lydia: Rosa, Lisa, Jakob und Johannes.

Je in Begleitung.

Doch da ist noch eine Dame ...

»Heidi.« Eine zurückhaltende Dunkelhaarige am linken Ende

des Tisches hebt verhalten den Arm. Sie hat schon die ganze Zeit leise geweint.

»Ich bin die Witwe von Viktor.«

Viktor war der zweite Sohn von Lydia, jener Anderthalbjährige, der damals bei der Flucht von Sibirien nach Kasachstan unter den Zügen durchgeschoben wurde. Und leider 1995 als Vierzigjähriger an einem Herzinfarkt starb. Längst in Sicherheit, in Westdeutschland. Er gehört unbedingt in diese Geschichte, spielt eine große Rolle darin. Dass seine Heidi erstens in dieser Familienrunde dabeisitzt und zweitens immer noch über seinen Tod weint, berührt mich tief. Sie wird liebevoll von ihren Schwägerinnen, die auf beiden Seiten neben ihr sitzen, getröstet.

»Ja, und dann war da noch Eduard, der jüngste Sohn von Lydia, der leider vor gut zwei Jahren an Krebs gestorben ist.« Das Foto eines sympathischen, lustigen und bildhübschen Mannes von Mitte fünfzig macht die Runde. »Der säße jetzt bestimmt gerne hier.«

»Und der Viktor natürlich auch.« Heidi nickt. »Die Brüder waren immer zu Späßen aufgelegt.«

»Eduard war es, der Mutter in ihren letzten Lebensjahren dabei geholfen hat, ihr Tagebuch auf dem Computer zu schreiben. Er hat auch sämtliche Fotos für sie entwickelt und in das Manuskript eingearbeitet.«

»Moment. Lydia hat mit neunzig noch ihr Tagebuch in den Computer eingetippt?«

»Ja. Sie hat sich das Computerschreiben selbst beigebracht. Wie oft hat sie mich angerufen, Junge, komm schnell, der Text ist verschwunden.« Johannes grinst verhalten.

»Die hat noch ganz andere Sachen gemacht.« Kinder und Schwiegerkinder kommen ins Plaudern und lachen stolz. »Sie konnte sticken und malen und aus den kleinsten Dingen etwas richtig Gutes zaubern ...«

Das Stickzeug auf einem Kopfkissenbezug ist so fein und säuberlich, dass man eine Lupe braucht, um das wunderschöne Muster zu erkennen.

»Mutter hat acht Kinder geboren und sechs davon im Lauf von dreiundzwanzig Jahren durch die Gefangenschaft in Sibirien und dann zuerst nach Kasachstan, dann nach Lettland und schließlich nach Westdeutschland gebracht. Aus eigener Kraft und mit eigener Hände Arbeit. Sie durfte fast kein Geld mit ausführen und hat in Deutschland für uns alle eine neue Existenz aufgebaut.«

»Und nicht nur einmal.«

Kurzfristig wird es still. Es scheint verabredet zu sein, dass über Lydias Mann, den Vater der Kinder, nicht gesprochen wird. Nachher kommt doch einiges zutage.

Das gedruckte Tagebuch mitsamt den etwa dreißig Fotos liegt aufgeschlagen auf dem Tisch. Es macht die Runde, und jedem der hier Anwesenden fallen viele Geschichten zu Lydia ein.

Sie binden einen verbalen Blumenstrauß, der am Ende prächtig blüht und den man jetzt unbedingt genauer betrachten will.

Aus Respekt vor Lydia und den Geschehnissen bleibe ich in meinem Erzählstil anfangs sehr nah an ihrem Tagebuch, um später die Blüten meiner Fantasie mithilfe der Berichte der noch lebenden Kinder einzustreuen.

Und hier ist sie:

Lydias Geschichte

Geboren wurde ich am 26.06.1927 in einem deutschen, römisch-katholischen Dorf namens Hahnhofen, in der Nähe von Odessa am Schwarzen Meer. Das Dorf war sehr klein. Es hatte nur fünfzig Häuser und keine tausend Einwohner. Es gab in unserer Familie bereits ein älteres Kind, meine Schwester Katja, die war zweieinhalb Jahre alt, als ich das Licht der Welt erblickte. Meine Eltern waren fleißige Landwirte, die Tag und Nacht ihr kleines bisschen Grund bewirtschafteten.

Unsere Vorfahren waren schon vor zweihundert Jahren aufgrund von russischen Werbern, die ihnen fruchtbares Land und ein gutes Auskommen versichert hatten, in die Ukraine ausgewandert. Als sie im viel gepriesenen gelobten Land ankamen, standen sie kniehoch in tiefem sumpfigem Morast. Es gab nichts, nur Lehm und feuchten Boden. Aber unsere Vorfahren krepelten die Ärmel und Hosenbeine hoch und begannen, sich ihre neue Heimat urbar zu machen. Man nannte sie die Schwarzmeerdeutschen. Die Gesellschaft der Schwarzmeerdeutschen war agrarisch geprägt. Die Auswanderer wirtschafteten anfangs fast ausnahmslos als kleine Landwirte und Bauern auf jenem Boden, den ihnen der russische Staat zur Verfügung gestellt hatte.

Zur Haupteinnahmequelle wurde der Getreideanbau, da das Getreide vom Schwarzmeerhafen in Odessa im 19. Jahrhundert zollfrei ausgeführt werden konnte. Die günstigen Produktions- und Absatzbedingungen bei Getreide sorgten schließlich in weiterer Folge für wirtschaftlichen Wohlstand und führten zur Gründung

von weiteren Siedlungen. Angebaut wurden auch Gemüse, Wein und Obst. In der Tierhaltung waren Bienen, Seidenraupen und Merinoschafe dominierend. In Odessa ließen sich viele ausgewanderte deutsche Handwerker nieder. Daraus gingen später Fabriken für landwirtschaftliche Maschinen und Geräte hervor.

Meine Eltern waren wie alle Bewohner dieses kleinen Dorfes sehr fromm. Nach mir wurden noch drei weitere Kinder geboren, sodass wir eine kinderreiche, fromme und arbeitsame Familie waren.

Katharina (geboren 1925)

Ich, Lydia (geboren 1927)

Eduard (geboren 1928)

Elisabeth (geboren 1930)

Michael (geboren 1932)

Die Kirche bildete den Mittelpunkt des kulturellen Lebens der Schwarzmeerdeutschen. Praktisch trug der Gebrauch von Bibel und Gesangbuch dazu bei, dass die deutsche Sprache in der Fremde erhalten blieb. Der Schulunterricht für die Kinder war eng mit der Kirche verbunden, da es nur eine Kirchenschule gab. Im 20. Jahrhundert gründeten die deutschen Kolonisten auch höhere Schulen. Leider konnte ich nicht in die Schule gehen, denn als ich etwa fünf Jahre alt war, überfiel unser Land eine große Hungersnot.

Josef Stalin beschloss damals laut Geheimakten, die Bewohner der Ukraine aushungern zu lassen, aus Angst vor der Bauernrebellion gegen die Bolschewiken. Bereits 1930, als ich drei Jahre alt war, gab es vonseiten der ukrainischen Bauern eine Rebellion gegen die Verstaatlichung der hart erarbeiteten Ernten und erwirtschafteten Güter, gegen die Kollektivierung der Landwirtschaft. Die Antwort Stalins darauf war eine geplante und durchorganisierte Nahrungsmittelentwendung. Er schickte Brigaden aufs Land, die die Dörfer

durchkämmt und alles beschlagnahmt. Er nahm den Leuten das Essen weg. Jedes einzelne Korn. Meine Eltern leisteten daraufhin jahrelang Zwangsarbeit in der Kolchose, während wir vier Kinder im Bett lagen mit geschwollenen Hungerbäuchen. Katharina, acht Jahre alt, ich, Lydia, sechs, Lisa, drei Jahre, und der kleine Michael, ein halbes Jahr alt, wir waren auf uns selbst gestellt. Unsere Eltern waren auch sehr geschwächt, mussten aber raus auf das Feld, um die »Missernte« einzubringen, wie es hieß. Nach außen hin wurde kolportiert, dass es an den Hitzeperioden und der Dürre lag, dass unser Volk verhungern musste. Stalin wusste, dass die Leute in der Ukraine verhungerten. Er nahm es nicht nur in Kauf, sondern es war sein Plan, damit die Bauern nicht mehr gegen die Verstaatlichung rebellieren konnten.

Bei der großen Hitze brach auch unser Vater zusammen, lag ein paar Wochen im Bett und konnte nicht zur Arbeit gehen. Da schleppte sich unsere tapfere Mutter, inzwischen wieder schwanger, allein aufs Feld und war zwölf bis vierzehn Stunden dort auf den Beinen. Das war unser großes Glück, denn sie konnte ihren Hunger auf dem Feld stillen, mit Weizenkörnern. Es war streng verboten und wurde mit Gefängnis oder sogar dem Tode bestraft, wenn man etwas vom Felde mit nach Hause nahm. Es gehörte jetzt alles dem sowjetischen Staat, auch die Landwirtschaftsgeräte, das Vieh und die Pferde. Aber der Hunger zwang die Menschen dazu, etwas mitzunehmen, denn ein jeder hatte ein Haus voller Kinder, die zu Hause am Verhungern lagen. Meine Geschwister und ich hatten seit Monaten das Licht nicht mehr gesehen, wir lagen mit Hungerbäuchen in einem dunklen Raum und konnten nicht mehr aufstehen. So brachte unsere Mutter jeden Abend eine Handvoll Weizen, den sie etwas anröstete und mit der Kaffeemaschine zu Mehl mahlte, womit sie dann eine dünne Schleimsuppe kochte. Wir Kinder bekamen nur einen Teller Wassersuppe am Tag. Der Vater bekam zwei Teller, denn er sollte ja schnell wieder auf die

Beine kommen. Sobald es dem Vater etwas besser ging, musste er wieder zur Arbeit gehen.

Die Männer arbeiteten mit den bereits verstaatlichten Pferden, die dringend bei der Ernte gebraucht wurden. Der Vater war noch so schwach, dass er nicht allein in den Leiterwagen hochsteigen konnte. So musste die Mutter ihm einen Stuhl hinausbringen und ihn stützen, damit er auf den Wagen steigen konnte. Nun kam auch der Vater abends vom Feld zurück und brachte eine Handvoll Weizenkörner. Die hatte er unter seiner Mütze im verklebten Haar versteckt. Die Mutter ließ ihre Handvoll Weizen in ihren Büstenhalter fallen, wo sie sofort am verschwitzten Körper haften blieben. So hatten unsere Eltern ihr Versteck und wurden nicht erwischt.

Am Abend, wenn die Eltern sich von den Körnern befreiten und jedes einzeln von ihrem Körper abklaubten, warf die Mutter sie in ein Sieb und hielt sie unter das Brunnenwasser, bevor sie sie in einer Pfanne röstete. Sie mahlte die Körner mit der Kurbel der Kaffeemühle und kochte damit eine Weizenschleimsuppe. Nun bekamen auch wir Kinder zweimal am Tag einen Teller Suppe. Das arme Vieh litt ebenso großen Hunger wie wir, denn die Viehweide war in diesem heißen Sommer braun verbrannt, sodass die Tiere nichts zum Fressen fanden. Das ausgeklügelte Drainage-System, das bereits unsere deutschen Vorfahren angelegt hatten, war von Stalins Brigaden zerstört worden. Die große Dürre trug dazu bei, dass die Kühe fast keine Milch mehr gaben. Der Staat verlangte mehr Milch von einer Kuh, als sie geben konnte. Mutter erzählte: Wenn man fünf Liter gute Milch abgeliefert hatte, bekam man drei Liter entrahmte Milch wieder zurück, die sie für die Schleimsuppe verwendete. Das war alles, was unsere Familie zu essen bekam, und das fast drei Jahre lang.

Es folgte das Jahr 1934 mit einem noch größeren Schrecken: Zu der großen Hungersnot kam eine Seuche mit Erbrechen und Blutdurchfall dazu. Dieser Krankheit fielen pro Haushalt zwei bis vier

Kinder zum Opfer. In unserer Familie starben alle meine drei kleinen Geschwister: Eduard mit vier Jahren, Lisa mit drei Jahren und Michael mit einem halben Jahr, und kamen zusammen in ein Grab. Die Bäuche von uns beiden großen Schwestern, Katharina und mir, Lydia, waren so geschwollen, dass wir kaum laufen konnten. Wenig später kam die kleine Klementine zur Welt: Mutters sechstes Kind, das sie geboren hatte, aber das dritte, das überlebte.

Ganze Familien und ganze Ortschaften, deren Straßen für den Ein- und Ausgang gesperrt wurden und auf das »schwarze Brett« eingetragen wurden, starben aus. Auf solch einem »schwarzen Brett« landeten Dörfer, die Getreidebeschaffungspläne nicht erfüllten. Dies bedeutete die völlige Isolation von der Außenwelt. Sie wurden von Truppen umgeben, die für die Bewohnerinnen die Lebensmittellieferungen komplett abschnitten, bis alle Menschen innerhalb des Dorfes starben.

Die Brigaden holten alle Lebensmittel ab, und später kamen sie zurück: »Warum lebst du noch? Wo hast du das Essen her?« So mancher wurde daraufhin erschossen. Sie wollten sicherstellen, dass alles Essbare aus der Ukraine entfernt wurde und diese Nation nicht mehr gegen die Verstaatlichung ihres Eigentums rebellieren konnte.

Fast vier Millionen Ukrainer und damit auch die Deutschen, die dort seit Generationen lebten, verhungerten. Bei einer Umfrage, die 1937 durchgeführt wurde, erfuhr Stalin von dem entsetzlichen Ausmaß, doch er ließ die Leute, die die Befragung durchgeführt hatten, erschießen, und die Welt sollte nichts darüber erfahren. Es sollte heißen, die Hungersnot sei durch eine große Dürre und Missernte entstanden, und nicht durch Willkür. Es war eine bewusste politische Entscheidung Stalins, die Leute verhungern zu lassen, und ich, Lydia, bin eine der letzten Zeitzeuginnen, die davon berichten.

Wie durch ein Wunder überlebten wir: der Vater Josef und die Mutter, Marianna, mit uns drei verbliebenen Kindern Katja, Lydia und Klementine. 1937 erblickte unser kleiner Bruder Jakob das Licht der Welt, und gleichzeitig kamen wir großen Mädchen, zwölf und zehn Jahre alt, das erste Mal in die Schule.

Wegen der Hungersnot und der damit verbundenen Seuchen war der Unterricht über Jahre ausgefallen. 1936 wurden alle deutschen Schulen in der Ukraine geschlossen, Lehrkräfte wurden verhaftet, und Ukrainisch wurde als Unterrichtssprache eingeführt. Die Religionsverfolgungen unter Stalin hatten katastrophale Folgen für das kirchliche Leben der Schwarzmeerdeutschen. Kirchen und Gebetshäuser wurden geschlossen und teilweise abgerissen. Geistliche wurden verschleppt und erschossen.

Zwei Jahre später wurde unsere kleine Schwester Frederike geboren, Ende 1939. Nun waren wir wieder fünf Geschwister. Obwohl die Ernte seit 1935 im Durchschnitt wieder gut ausfiel, war nach Abgabe der Ernte an den Staat das Leben sehr hart, denn der kommunistische Staat hatte sich mittlerweile durchgesetzt. Es gab keinen Privatbesitz mehr. Kummer, Not und Sorgen wurden immer größer, denn der sowjetische Staat holte sich fast alles, was die wenigen Überlebenden unter größten Strapazen erarbeitet hatten, und am Ende des Tages standen meine Eltern da mit leeren Händen. So zogen sich die Jahre trostlos dahin, und man wusste in der großen Armut nicht, wohin.

1939 wurden unsere letzten deutschen Lehrer verschleppt. So kamen russische Lehrer in unser Dorf, die kein Deutsch konnten – und wir kein Russisch. Ich kam mit zwölf Jahren in die vierte Klasse, und nun ging der Kampf los, dass wir alle Russisch lernen mussten. Aber wie sollte das so plötzlich gehen? Unsere Eltern wehrten sich mit letzter Kraft dagegen und wollten, dass wir unsere Muttersprache beibehalten dürfen. Also ließen sie uns nicht in die Schule gehen, zumal jede helfende Hand auf dem Feld und im Haushalt

gebraucht wurde. Meine große Schwester Katharina half der Mutter mit den drei kleinen Kindern und der Hausarbeit, ich selbst war die Robustere und half dem Vater auf dem Feld und im Stall. Schon als Zwölfjährige lernte ich, einer Kuh beim Kalben zu helfen, Pferde zu beschlagen und Schweine zu schlachten. Auch wenn wir das Fleisch nicht behalten durften. Denn wir arbeiteten ja für die Kolchose.

Doch die sowjetische Brigade ließ auch diesmal wieder nicht locker: Unter Schlägen und Drohungen zu Schlimmerem wurden unsere Eltern gezwungen, uns in die Schule gehen zu lassen. Und zwar, zur Strafe, in einem Russendorf, zwei Kilometer entfernt, wo wir die einzigen deutschsprachigen Kinder waren. Da saßen wir ein Jahr lang im Unterricht, wurden ausgelacht, bespuckt und beschimpft, weil wir nichts verstanden und nichts kapierten, und haben in diesem Jahr nichts gelernt. Dafür fehlten wir unseren Eltern als Arbeitskraft. Die russischen Kinder haben uns morgens mit Steinen empfangen und nachmittags mit Steinen nach Hause begleitet.

1940 kam der Zweite Weltkrieg in unser Dorf. Wir mussten Tag und Nacht in der Kolchose arbeiten. 1941 marschierten die deutschen Truppen bei uns ein, und sie fühlten sich bei uns gleich wie daheim. Über den Einmarsch der deutschen Truppen waren wir alle erst einmal froh, denn die neue Regierung Hitlers, des Großdeutschen Reiches, zu dem wir plötzlich alle gehörten, teilte das Land, das Vieh und das gesamte Inventar von der Kolchose wieder unter den ursprünglichen Eigentümern auf, soweit es ausreichte und möglich war. Das war eine Riesenfreude in unserem Dorf! Alle glaubten, dass nun das Elend vorbei sei, und mit großem Eifer und Lust stürzten sich die Bauern wieder in die Arbeit. Im Dorf wurde gleich ein deutscher Bürgermeister gewählt, und es war unser Onkel Eduard Groß, der deutlich ältere Bruder unseres Vaters

Josef Groß. Ach, wie dieser Name zu ihnen passte, denn sie zeigten wahre Größe, meine aufrechten, fleißigen und ehrlichen Eltern und Verwandten. Wir haben gelernt zu arbeiten und nicht aufzugeben.

So war 1941 für meine Schwester und mich die Schulzeit zu Ende, weil wir den Eltern beim Wiederaufbau ihres Landes und des Haushaltes mit Freude halfen. Jetzt würde endlich wieder alles gut werden.

Es kam jedoch ganz anders, und wir ahnten nicht, dass es noch viel schrecklicher kommen würde.

Nach dem deutschen Angriff wurden deutsche Männer zur sowjetischen Armee einberufen, zum Glück noch nicht unser Vater, der damals bereits über vierzig war. Und dann wurde plötzlich die Deportation der gesamten noch verbliebenen deutschen Bevölkerung angeordnet. Von unserem deutschen Kommandanten kam ein schwerwiegender Befehl.

Es hieß, dass alle Dorfbewohner sofort ihre Häuser verlassen müssten, dass aber deutsche Soldaten auf die Besitztümer aufpassen würden. Es handele sich nur um einen vorübergehenden »Schutz und Betreuung volksdeutscher Siedlungen« mit dem Ziel einer gründlichen Aufbauarbeit. Alles solle stehen und liegen bleiben, es werde von deutschen Soldaten überwacht! In Abwesenheit der Bewohner würden die letzten Kolchosen aufgelöst werden. So hofften wir auf ein baldiges und friedliches Ende des grausamen Krieges.

Diese »Aufbauarbeit« dauerte jedoch nur so lange, bis den deutschen Siedlungsgebieten die Wiedereroberung durch die sowjetische Armee drohte. 1944 ging der Kampf der deutschen Truppen zurück, die Sowjets drangen wieder vor, und alles ging von vorne los. Doch diesmal würde kein deutscher Siedler mehr auf ukrainischem Boden überleben. So mussten wir die ukrainische Heimat für immer verlassen. Wir sollten sie niemals wiedersehen.

18. März 1944

Die deutschen Bauern stellten Trecks zusammen. Mein Gott, war das ein Schreck und ein Geschrei! Wir durften nur eine Kuh mitnehmen, zwei alte Pferde für den Wagen, so viel wie möglich Futter für das Vieh, auch Lebensmittel für die Familie wie Fleisch, Kartoffeln, Öl, Zucker und so viel wie möglich Mehl für das Brot. Auch die Backbleche, Backschieber, Backhopfen für den Teig, auch die Backmulde sollten wir mitnehmen, die zugleich als Futterkrippe für die Pferde an dem Wagen angebracht war. Das Kochgeschirr zum Kochen, die Teller mit dem Besteck zum Essen, alles musste mit. So lautete der Befehl unseres deutschen Kommandanten. Als Schutz vor dem Wetter wurde der Wagen mit Kuhhaut beschlagen. Vater und ein alter Großonkel rackerten und schufteten, bis ihnen der Schweiß auf der Stirn stand. Die Großtante war schon vor Hunger gestorben, sodass sich der alte Mann unserer Familie anschloss.

»Los, Mädchen, schafft die Kinder auf den Wagen, helft Mutter beim Packen!«

»Die Russen sind auf dem Vormarsch, und ihr jungen Frauen seid in höchster Gefahr. Nun macht schon, macht schon, schneller, ihr wisst nicht, was euch sonst blüht!«

Das Wort »Vergewaltigung« fiel immer öfter hinter vorgehaltener Hand.

Katja und ich waren junge unerfahrene Mädchen, und wir wussten nicht, wovon die Rede war.

Es war in der Morgendämmerung und noch eiskalt, als wir für immer unser Dorf verlassen mussten. Die Hähne krächten, die Hunde bellten, die Kühe brüllten, denn sie mussten ja mit uns ziehen. Kleine Kälbchen, die es noch nicht schafften, wurden einfach überrannt und totgetreten. Die drei Kleinen saßen zusammengepfercht auf dem Wagen unter der Plane aus Kuhhaut, Mutter, Katja und ich schritten neben dem Wagen her; Vater hielt die Zügel.

Tag für Tag, immer weiter, über Berg und Tal, über Wiesen und Wälder, durch verschiedene Ortschaften und Länder, durch Bulgarien, Ungarn, Rumänien und durch die Karpaten. Wir hatten einen deutschen Kommandanten, der den Treck leitete. Die Schlange zog sich in die Länge, bis hundert Kilometer lang. Der Weg war hart und grausam, denn es war ja bei unserem Aufbruch erst März.

Die Straßen waren aufgewühlt von den vielen Wägen und den Regengüssen im Frühjahr. An manchen Tagen gab es kein Vorankommen, weil man nicht durchfahren konnte, denn der Weg war so aufgeweicht, dass die Pferde es nicht schafften.

»Alle Wagen müssen umkehren und zurückfahren!«

»Hier geht nichts mehr weiter!«

»Los, Wendemanöver!«

Mein Gott, war das ein Problem auf dem schwer beladenen Wagen auf dem sumpfigen Boden. Da brachen bei manchen Wägen die Räder, und man musste sie aus dem Lehm und Matsch herausziehen.

»Alle für einen, einer für alle, es bleibt keiner zurück!«

Mit weißen Atemwölkchen vor dem Mund schrien sich die Männer und Frauen diese Parolen zu, und selbst Katja und ich mussten mit anpacken, eingesunkene Räder freischaufeln, bei den scheuenden Pferden mit am Halfter anziehen oder schwere Ladungen von den Wägen herunterheben und weiterschleppen, bis sie wieder heraufgewuchtet werden konnten.

So standen wir manchmal zwei bis drei Tage, bis sich die Pferde erholt hatten und alle Wägen repariert waren.

Dann erst ging es weiter, und wir erreichten nach zwei Monaten Bessarabien, heutige Republik Moldau.